archivio privato né ha prodotto delle opere letterarie, men che meno degli scritti autobiografici (inevitabili, in questo senso, i raffronti con i più celebri avventurieri Casanova e d'Éon). Una personalità, insomma, che sembra davvero anticipare la 'modernità' nel suo tempo, rompendo con gli schemi canonici dell'Antico Regime, circostanza che aumenta per certo l'interesse per il personaggio, il quale riesce a trionfare al di fuori della tipica solidarietà etico-strategica instaurata tra membri di una medesima famiglia aristocratica, ricercando e procurandosi da sé – un moderno individualista, lo definisce Cont – una posizione sociale ed economica.

È noto come la ri-costruzione delle vite passate non sia mai soltanto una semplice riproposizione cronologica di fatti e pensieri legati a questa o quella persona. Ha ragione Alessandro Cont, allora, quando afferma che nel suo lavoro è stato necessario ancor di più "scavalcare gli steccati della specializzazione storiografica", aprendosi a un approccio necessariamente e davvero "complessivo, multidisciplinare e interdisciplinare" (p. 8). Un compito non certo facile per le diverse competenze richieste, ma che quando riesce, come in questo caso, rende bene l'idea della complessità sottesa al genere biografico.

Tommaso Scaramella

Stefan Seitschek/Elisabeth Lobenwein/Josef Löffler (Hg., unter Mitarbeit von Sandra Hertel), Herrschaftspraktiken und Lebensweisen im Wandel. Die Habsburgermonarchie im 18. Jahrhundert

(Das Achtzehnte Jahrhundert und Österreich. Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts 35), Köln/Weimar/Wien: Böhlau Verlag 2020, 248 Seiten, sechs schwarz-weiß Abbildungen.

War es nach den Arbeiten zur Aufklärung, zu Staatsauf- und -ausbau und den dazu nötig gewordenen Reformen und zum „Pädagogischen Jahrhundert" einige Jahrzehnte etwas ruhiger um die österreichische Geschichte des 18. Jahrhunderts geworden – mit sozialgeschichtlichen Ansätzen rückte das 19. Jahrhundert in den Vordergrund, mikro-/alltagsgeschichtliche Fragen wurden an Quellen früherer Zeiten gestellt – so hat sich eine jüngere ForscherInnengeneration mit neuen Forschungsansätzen wieder diesem Zeitraum zugewandt und inzwischen Dissertationen, Aufsätze, Habilitationsschriften bzw. -projekte vorgelegt. Ideengeschichtliche Überlegungen zur katholischen Aufklärung (und der Vernetzung ihrer Träger), Untersuchungen zu Symbolen, Ritualen, Inszenierungen von

Macht, zur Zurückdrängung des kirchlichen Einflusses, Fragen der neuen Verwaltungsgeschichte, wie vor Ort die (nicht selten konfliktbeladene bzw. boykottierte) Umsetzung der umfassenden und tiefgreifenden Reformen vonstatten ging, detaillierte Untersuchungen im Sinne einer neuen Diplomatiegeschichte führten nun zu neuen, interessanten Ergebnissen. Eine Plattform für aktuelle Forschungsergebnisse bietet das Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts – nicht nur für ihre Mitglieder. Zur Publikation eingeladen werden auch KollegInnen, die zum Thema des jeweiligen Jahrbuchs arbeiten; für die Habsburgermonarchie sind aufgrund der Sprachenvielfalt in Quellen und Literatur (Ungarisch, slawische Sprachen, Türkisch) Kenntnisse dieser nicht allgemein vertrauten Sprachen besonders wichtig.

Im vorliegenden Band geht es um einzelne Aspekte des Wandels, wobei das Themenfeld Herrschaftspraktiken mit fünf Beiträgen in chronologischer Reihenfolge den Löwenanteil ausmacht. Attila Magyar befasst sich in *Grenzen schreiben* mit der Aktenlage, mit dem Schreiben über die Komitatsabgrenzungen in Südungarn, den Vorgängen des Sammelns, Auflistens, Suchens, Findens, Kopierens, neu Sortierens und Ablegens und mit der Rolle dieser Akten als Akteure in den Abgrenzungsprozessen, was schließlich zu einem Rechtsakt führte, der wiederum in nun gebundenen Akten abgelegt wurde.

Den diplomatischen Weg zum Frieden von Passarowitz aus osmanischer Sicht untersucht Hüseyin Onur Ercan anhand der überkommenen osmanischen Quellen in akteurszentrierter Perspektive: die dokumentierten Diskussionen, Aktionen und Reaktionen, die Befürchtungen, die auf beiden Seiten für den Fall gehegt wurden, dass die Friedensverhandlungen scheiterten. Denn nicht nur die hohen Schuldenlasten, auch die europäische Großwetterlage bot Risiken für beide Seiten, sodass nicht ein Krieg, sondern der Frieden „unabwendbar" schien. *Die Unabwendbarkeit des Friedens* lautet die entsprechende Kapitelüberschrift! Die wesentlichen Verhandlungen hätten die Erfahrungen der Osmanen auf diplomatischer Ebene (in deren westlicher Form) vermehrt.

Das Thema Herrschaftsausübung betraf nicht nur die weltliche politische Macht, sondern auch Macht und Kontrolle im kirchlichen Bereich. Am Beispiel des Fürstbischofs von Lavant, der seine Vorstellungen nicht nur theoretisch formuliert, sondern in zweimaligen Visitationen (einmal persönlich, einmal delegiert) auch deren Umsetzung vor Ort in Augenschein genommen hatte, geht Liljana Urlep nach. Von Vorteil ist, dass diese Visitationsakten vollständig erhalten sind und Realien wie Personalien abdecken, also Auskunft über die Umsetzung der bischöflichen Vorstellungen und Anordnungen ebenso geben wie Einblicke in die Lebenswelt der visitierten Gemeinden. Indirekt erhält man Auskunft über Mängel bzw. besonders zu Förderndes auch durch die der Visitation folgenden Dekrete und Hirtenbriefe.

Julian Lahner untersucht im Sinne des *performative turn* die Reisen der Familie Leopolds 1790 durch Tirol. Schon Leopold hatte auf seiner Reise von Florenz nach Wien die Route über den Süden Tirols und das Pustertal gewählt. Die drei älteren Söhne starteten zwei Monate nach dem Vater, dann jeweils einen Tag später zunächst die jüngeren Söhne und schließlich die Großherzogin mit den Töchtern und dem Gefolge. Nach dem Aufenthalt der drei Gruppen in Rovereto brach die Erzherzogin mit ihrem Gefolge als erste nach Bozen auf. Durch diese Aufteilung war der neue Herrscher indirekt für längere Zeit in der Region präsent, gleichzeitig wurde durch den Kinderreichtum Kontinuität demonstriert und die Gattin als Vertreterin für die Audienzen eingesetzt. Die Aufenthalte mit ihren symbolträchtigen Aktionen und Ritualen zur Demonstration der Macht aber auch der Einstellungen und Wünsche des neuen Herrschers sowie den Bemühungen der Gastgeber können anhand des vorliegenden Quellenmaterials detailliert nachvollzogen werden, wobei vom Autor der Schwerpunkt auf Einzug und Aufenthalt in Bozen gelegt wird. Ein Abstecher in die nördlich des Brenners gelegenen Tiroler Gebiete und nach Innsbruck, dem Sitz der Hofburg und des Guberniums, wurde weder vom Herrscher noch von seiner Familie gemacht. Die vom Engeren Ausschuss in Innsbruck ernannten Vertreter der Stände waren in Bozen anwesend.

Auf einen unbekannten Verfassungsentwurf, der nach Leopolds Herrschaftsantritt in Wien bzw. nach seinem frühen Tod im Großherzogtum Toskana unter Ferdinando III. entwickelt wurde, geht Ellinor Forster ein. Dieser von Ubaldo Maggi konzipierte Text habe im Gegensatz zur deutschsprachigen Historiographie in der italienischsprachigen sehr wohl Aufmerksamkeit, aber auch dort nicht länger anhaltendes Interesse gefunden. Forster vergleicht diesen Entwurf mit dem Pietro Leopoldos aus 1787 und Andreas Riedels Entwurf von 1791. Riedel hatte den toskanischen Entwurf gekannt und die aktuellen französischen Ideen zur Gestaltung eines Staates rezipiert. Vergleichspunkte bilden die „Festschreibung alter und neuer gesellschaftlicher Hierarchien" (S. 120), die „Ausweitung der Mitsprache" (S. 127) sowie die „Verteilung der Gewalten" (S. 129). Forster vermutet, dass Maggis Entwurf deswegen so wenig Beachtung gefunden habe, weil er nicht mit dem Reformwerk eines großen Fürsten in Verbindung gebracht werden konnte. Er sei auf jeden Fall der radikalste der drei Entwürfe gewesen und zeige, wie auch die beiden anderen nicht umgesetzten Entwürfe, was in diesen Jahren denk- und auch bereits – für eine mögliche Umsetzung – systematisch ausformulierbar gewesen sei.

Wie es um Buchbesitz und Leseverhalten, konkret um die Privatbibliotheken im katholischen Raum, speziell in Wien, stand, diese Frage stellt Stefan Benz. Diese Privatbibliotheken, die es sehr wohl gegeben haben muss, scheinen nicht in zeitgenössischen gedruckten Verzeichnissen

auf, auch Privatverkäufe sind kaum dokumentiert. Bekannt ist, dass so manche in Klosterbibliotheken eingingen. Neue Erkenntnisse zur „alltäglichen Erwerbungspraxis" (S. 140) liefern die Quellen zu den Ankäufen der Hofbibliothek unter Gerard van Swieten. Aus den ausgegebenen beträchtlichen Summen lässt sich schließen, dass die angekauften Privatbibliotheken bedeutend gewesen sein mussten. Als weitere Quelle für bis dato nicht bekannte Auktionen in Wien wurden Ankündigungen im Wienerischen Diarium ausgemacht und die Ergebnisse der Detailuntersuchung für das Jahr 1757 vorgestellt. Für eine detaillierte Analyse der Auktionen seien noch weitere Forschungen nötig. Schon anhand der vorgefundenen Quellen könne aber auf die „Internationaliät der katholischen Welt und ihrer Eliten" (S. 159) ebenso geschlossen werden wie auf „die Komplexität des katholisch-deutschsprachigen Buchmarkts" (S. 159).

Daniela Haarmann befasst sich mit Sprachreformen im Königreich Ungarn zwischen 1790 und 1806. Vereinheitlichung und Zentralisierung benötigten auch eine einheitliche Landessprache. Hierfür sei zunächst zu klären gewesen, welche Sprache des polyglotten Königreichs überhaupt dazu bestimmt werden sollte. Der Versuch Maria Theresias und, rigider angegangen, Josephs II., aus pragmatischen Gründen Deutsch als einheitliche Verwaltungssprache einzuführen, war für die Vertreter des Magyarentums ein Affront und hatte die Diskussion schon in Richtung Einführung des Ungarischen (das von etwa 40 Prozent der Bevölkerung gesprochen wurde) als Landessprache gelenkt und zu stark steigenden Zahlen ungarischsprachiger Publikationen geführt. Nach den notwendigen Begriffsklärungen folgt eine knappe Darstellung des heterogenen, multikonfessionellen, polyglotten Königreichs Ungarn. Latein, im höheren Bildungs- und im Wissenschaftsbereich und in der Verwaltung in Gebrauch, hätte keine der Sprachgruppen bevorzugt, wurde aber von frühen Vertretern des Sprachnationalismus ebenso kritisiert wie von Vertretern nicht-katholischer Konfessionen. Der Protest gegen das Deutsch des Wiener Hofes sei als „politisch-kulturelle Opposition" zu verstehen. Schon 1790 verhandelten magyarische Vertreter des Unterhauses nur auf Ungarisch, alle anderen Sprachgruppen auf Latein. Ungarisch blieb dominant – bis hin zu Dokumenten, die an den Hof gesandt wurden! In den Quellen zeigt sich eine massive Reibung zwischen den magyarischen Ständen und den Regierungsbehörden sowie eine gewisse Hilf- und Entschlusslosigkeit der letzteren, sodass das Ungarische schließlich nach dem administrativen auch den schulischen Bereich eroberte, als *lingua patria* festgeschrieben und die Begriffe Landessprache und Muttersprache ident verwendet wurden.

Anschließend stellt Josef Löffler sein Habilitationsprojekt zur Erforschung der theresianischen Reformen im ländlichen Raum vor: Im Sinne der neuen Verwaltungsgeschichte untersucht er die Umsetzung der Reformen vor Ort.

Drei Tagungsberichte und sieben Rezensionen von thematisch verwandten Publikationen runden den Band ab, der nicht nur interessante Forschungsergebnisse präsentiert, sondern auch zu zahlreichen weiteren Forschungsfragen anregt.

Margret Friedrich

Franz Leander Fillafer, Aufklärung habsburgisch. Staatsbildung, Wissenskultur und Geschichtspolitik in Zentraleuropa 1750–1850

Göttingen: Wallstein Verlag 2020 (2. Auflage 2022), 632 Seiten, 36 Illustrationen, open access: DOI: https://doi.org/10.46500/83533745

Es ist ungewohnt, wenn ein Buch an dem Bruch der vermeintlichen „Sattelzeit" vorbeischreibt und mit „Aufklärung" nicht als binärer Wasserscheide, sondern als prozeduralem Katalysator arbeitet. Es ist ebenso ungewohnt, wenn dadurch ein historisiertes Bild mehrerer Generationen von lesendem und schreibendem staatsnahem Personal entsteht, für das „Staatsbildung, Wissenskultur und Geschichtspolitik" unterschiedliche Facetten des eigenen Tätigkeitsfeldes waren. Schließlich ist es ungewohnt, das habsburgische Zentraleuropa zwischen 1750 und 1850 in seinen transregionalen Bezügen so kontextualisiert zu sehen, dass ein Blick hinter die Fassade der damaligen und späteren Selbstorientalisierung möglich wird. Die Rede von der Rückständigkeit, der defizitären Aufklärung, ist ja selbst eine höchst problematische und vereinfachende Erzählstrategie, die in der Zeit selbst wurzelt: Während sich Liberale ein aufgeklärtes Erbe zuzulegen trachteten, versuchten konservative Kreise, dasselbe abzustreifen.

Franz L. Fillafer führt die Lesenden durch eine enorme, vielsprachige, multidisziplinäre und heute bis auf vereinzelte Moderne-Testimonials aus dem öffentlichen und akademischen Bewusstsein verschwundene Bibliothek. Der Reichtum an inspirierenden Querverbindungen, der sich dort erschließt, wo man selbst mit dem Material vertraut ist, ist enorm (von Maulbertschs Freskenzyklen bis zum Nachleben von Martinis Rechts-Lehrbuch).

Fillafer ringt den zeitgenössischen Debatten der „Aufklärung" strukturierende Scheidelinien ab, durch welche „Verschiebungen und Kräfteverlagerungen im Wechselspiel ihrer rivalisierenden Ausprägungen" (S. 16) zu Tage treten. Es ist freilich nur bedingt hilfreich, diese Unterscheidungen als Dichotomien-Raster der sie tragenden Kategorien schematisiert referieren zu wollen: Patriotismus versus Nationalismus, Reformkatholizismus versus